

festlichen Zellen versuchten, eine Brücke darzu-

berzubauen.  
O.k. Das will ich schreiben. Es steht ganz deut-

lich in meinen Gedanken, aber als ich auf die Tas-  
natur blicke, kann ich mich plötzlich nicht erin-  
nern, welches Geräusch zu den Symbolen gehört.  
Ich versuche es also mit K. K wie Konsonant.  
Krokodil. Es gibt keine Bilder in meinen Gedan-  
ken, nur die Erinnerung an das Geräusch. Das  
ist seltsam. Wenn ich mich wirklich konzentrie-  
re, kann ich lesen, aber schreiben kann ich noch  
immer nicht. Auch das gehört zu den Dingen,  
die ich an dieser Krankheit nicht verstehe. Aber  
ich brauche ja auch nicht zu antworten. Ida weiß  
schließlich, dass Nachrichten nicht mehr meine  
große Stärke sind.

Bald darauf höre ich die Türklingel. Ich warte  
an der Wohnungstür und sehe Ida, die sich in  
den fünften Stock hochkämpft. Ihre braunen  
Locken sind vom Regen verwuschelt. Der Re-  
gen kann jeden Tag zu einem Bad Hair Day ma-  
chen, sagt sie oft.

»Hallo«, sagt sie. »Hallo«, sage ich. Das ist ein  
Wort, das ich im Griff habe. Sie umarmt mich.  
Ihre Wangen sind eiskalt. »Hallo, Ida.« Meine  
Mutter erscheint auf dem Gang. »Das ist aber  
nett, dass du kommst. Vega freut sich so über  
deine Besuche.« Ich schaue weg. Ich finde es  
schrecklich, wie meine Mutter sich anhört. Bei  
ihr klingt es, als ob ich irgendein Wohltätig-  
keitsprojekt wäre. Rettet den Regenwald. Helft  
den Kindern in Afrika. Besucht die arme Vega,  
die nicht sprechen kann.

»Das ist doch nicht der Rede wert«, sagt Ida.  
»Ich werd ja wohl meine beste Freundin besu-  
chen.« Ja, beste Freundinnen. Das sind wir. Und  
zwar, seit wir in der ersten Klasse einen Klub für  
alle gegründet haben, die »My Little Pony«  
lieben. [...] Wir gehen in mein Zimmer.

»Wie geht es dir?«, fragt Ida. »Gut«, sage ich.  
Das gehört auch zu den Wörtern, die ich gut im  
Griff habe. Das lernt man, wenn man dauernd  
gefragt wird: »Wie geht es dir?« Den meisten  
reicht ein »Gut«, dann laufen sie mit ruhigem  
Gewissen weiter. Sie bleiben lieber nicht zu lan-  
ge, denn es könnte ja sein, dass ich plötzlich eine  
Menge Unsinn von mir gebe.

Ida sieht mich an. Sie kann gut erraten, wann  
ich darüber reden will und wann nicht. Und  
heute ist es ein ganz klares Nein. Ich habe gese-  
hen, dass Charlotte in ihren Unterlagen gesucht  
hat. Dass sie auch in dieser Woche in viele Spal-  
ten ein Minus gesetzt hat. Es ist bald Zeit zu ei-  
nem *Einstufungsgespräch*, zu dem Charlotte  
mich, meine Mutter und Alma zu sich bestellt,  
um über meine Fortschritte oder meinen Man-  
gel an denselben zu reden.

»Du?« Ich bin nicht sicher, ob ich dieses Wort  
richtig herausbringe, deshalb zeige ich auch  
noch auf sie. Zeichnen können eine große Hilfe  
sein, vor allem, wenn meine Ohren mich betrü-  
gen und sich einbilden, ich sagte das Richtige,  
auch wenn ich allen andern ansehen kann, dass  
mir das eben nicht gelingt.

»Gut«, sagte sie. »Das Fest war toll. Du hättest  
wirklich dabei sein müssen.« Ich zucke mit den  
Schultern. »Nächstes Mal kommst du!« Sie  
nimmt meine Hand und wir verschränken un-  
sere Finger ineinander. Ich verdrehe die Augen  
und mimte ein Gähnen »Nein, hör auf damit. Du

Woran ich mich am besten erinnere, ist das Ge-  
fühl, zu ertrinken. Zuerst kam der scharfe  
Schmerz, als ich mit dem Hinterkopf auf den  
Boden des Schwimmbeckens knallte. Der  
Schmerz pulsierte vom Nacken ins Rückgrat  
und dann weiter in jede Zelle. Ich versuchte zu  
schreien, aber aus meinem Mund quoll nur  
Wasser. Das Chlor brannte mir in der Nase und  
im Hals, als es meine Lunge füllte. Viel zu spät  
erst konnte ich den Mund zummachen. Ich huste-  
te, aber dadurch kam nur noch mehr Wasser  
herein. In meiner Brust hämmerte es. Meine  
Lunge war ein einziger Schmerzklimpen, der  
nach Sauerstoff schrie. Ich schlug wie wild um  
mich, wollte nach oben, aber der Schmerz in  
meinem Hinterkopf war noch immer so scharf,  
dass er mich blindete. Oben und unten gab es  
nur noch Chaos. Ich kratzte mit den Fingernä-  
geln über den Boden. Trat um mich, aber mein  
Kleid wickelte sich um meine Beine und hielt sie  
fest. Und der Schmerz in meinem Kopf wurde  
immer schärfer, bis alles andere verschwand.

»Ich heiße Vega«, sagt der Computer, und ich  
wiederhole. »Ich heiße Vega«, sage ich. Ich lä-  
chele, denn ich kann ja hören, dass ich es dies-  
mal fast richtig gemacht habe.

Alles ist so schwer, seit mein Gehirn in Stücke  
gegangen ist. Es ist vor sechs Monaten auf dem  
Sommerfest passiert. Ich bin ausgetruscht und  
in ein Schwimmbecken gefallen. Bin mit dem  
Hinterkopf auf den Boden geknallt und ertrun-  
ken, bevor Johan mich herausziehen und mit  
den Wiederbelebungsversuchen anfangen  
konnte. Ich kam in einem Krankenhausbett zu  
mir. Gehirnblutung. Sprachzentrum beschädigt.  
*Aphasie*. Die Ärzte haben immer wieder ver-  
sucht, mir das zu erklären. Meine Sprache ist  
zerbrochen. Wenn ich den Mund öffne, kommt  
nur ein Wörterwarrar heraus.

Das Sozialamt stellt mir eine Logopädin. Sie  
heißt Charlotte und besucht mich einmal pro  
Woche, um mit mir zu üben. Sie war vorhin  
hier und hatte eine Menge neuer Übungen, aber  
die waren viel zu schwer. Und obwohl sie sagt,  
dass wir die Sache dann eben langsam angehen  
werden, finde ich es schrecklich, dass es so ist.  
Jetzt übe ich mit dem Computer.

Ich schließe die Tür, damit meine Mutter  
nichts hört. Sie bekommt immer diesen trauri-  
gen Blick, wenn ich die Wörter ruinieren, was mir  
oft passiert. Viel zu oft und absolut gegen den  
Plan, den Charlotte aufgestellt hat. Aber was  
soll ich machen? Ich habe ein Loch im Kopf. Ein  
Loch im Gehirn. Ein Fleck auf dem Röntgenbild.  
Ein Krater dort, wo die Sprache sein müsste. Der  
Krater ist entstanden, als Gehirnmasse abge-  
storben und verfault ist.

Mein Telefon vibriert und ich sehe mir die  
Mitteilung an. Die Buchstaben entwickeln sich  
auf dem Display miteinander. Ich brauche Zeit,  
um meine Gehirnzellen zu sammeln und lesen  
zu können.

»In 5 Min da.«  
Meine Finger gleiten über die Tastatur. Ich  
konzentriere mich und spüre fast, wie es da

etwas trinken mochtest, bestelle ich das für dich.« Wir lachen. Denn Ida liebt Drinks und Shots, während ich mehr auf Bier stehe. Wenn ich sie bestellen lasse, dann bin ich sicher schon betrunken, bevor das Fest richtig losgegangen ist. »Ja, ja«, sagt sie. »Aber zu meinem Geburts- tagstest musst du auf jeden Fall kommen!«

Ich nicke. Das war ein Versprechen, das ich schon vor langer Zeit gegeben habe. Und obwohl es noch zwei Wochen dauert, ist Ida schon gewaltig mit den Vorbereitungen beschäftigt. Dann setzen wir uns nebeneinander aufs Sofa und schlagen die Beine übereinander, und zwischensetzen uns eine Handbreit Platz.

»Aber das Fest gestern...«, sagt Ida. »Ich hab dir ja so viel zu erzählen.« Ich nicke. Das gehört zu den Dingen, die ich an Ida liebe. Sie ist eine gute Erzählerin, deshalb braucht nicht alles zu sterben, bloß weil ich nicht reden kann. »Du hättest mal Susan sehen sollen!«, sagt Ida und verdreht wieder die Augen. »Also, ich weiß ja auch, dass das Thema ›Gangster und Nutten‹ war, aber dennoch.«

»Wir kurz vor dem ihr Rock?«, frage ich. Oder genauer gesagt, ich glaube, das gefragt zu haben, aber das Kunzeln auf Idas Stirn sagt mir, dass etwas anderes aus meinem Mund gekommen ist. »Wie kost war das Fest?«, wiederhole ich, und jetzt höre auch ich, dass es nicht richtig war. »Was der Eintritt gekostet hat?«, fragt Ida. »Vierzig Kronen, das war nicht der Rede wert.« Ich schüttle den Kopf. »Wie kost war das Fest?«, frage ich noch einmal und versuche, es mit den Händen zu demonstrieren. Etwas Kurzes und etwas Langes zu zeigen.

Ida überlegt. »Wie viele da waren?« Ich schüttle den Kopf. »Auch egal«, sage ich. Die Wut hämmert hinter meiner Stirn. Blöder Drecks- mund und Scheißbohren, nie können sie etwas richtig machen. »Du darfst nicht aufgeben, Vega.« Ida drückt meine Hand. »Gehst es um das Fest?«, fragt sie dann. Ich nicke. Sie überlegt noch ein wenig. »Gehst es um Susan?« Wieder nicke ich. Zupfe ein bisschen an meiner Bluse.

»Ach so.« Ida schlägt sich vor die Stirn. »Du willst wissen, was sie anhatte.« Ich nicke. »Das war... also ich glaube, sie selbst hat das für einen Rock gehalten.« Wieder verdreht Ida die Augen und beschreibt dann ausführlich, wie viel oder genauer gesagt wie wenig Susan anhatte. Danach gerät unser Gespräch ins Stocken. Ich kann ihr ansehen, dass es ihr Probleme macht, dass ich alles durcheinandergerworfen habe. Es ist aber auch blöd, immer die zu sein, die mit der Spatfrau Ratespiele machen soll.

Ich versetze ihr einen Rippenstoß und sie lächelt. Ich mache eine Handbewegung, um zu zeigen, dass sie weiterzählen soll. »Hmmm«, sagt sie. »Was ist sonst noch passiert...?« Ich zeige auf sie und mache einen Kussmund. Sie lacht und wird rot. »Nein«, sagt sie und ertötet noch ein bisschen mehr, und ich versetze ihr einen Rippenstoß. »Okay«, sagt sie dann. »Ein bisschen vielleicht.«

»Wer?«, frage ich. »Wenn ich das sage, musst du versprechen, nicht zu lachen.« Ich zwingte mich dazu, tiefenst auszusehen, und nicke. »Oscar«, sagt sie. Ich

## WAR ES WIRKLICH EIN UNFALL? LIES WEITER ...

Heute sind meine Träume vage und seltsam. Sie sind lange Erinnerungsgirlanden. Zuerst aus meiner Kindheit, dann aus der Zeit, bevor ich auf den Kopf gefallen bin und die Wörter verloren habe. Träume von Johan und Ida und von der Zeit, als ein Fest etwas war, worauf man sich freute, statt sich davor zu fürchten... dann zerbrechen die Träume. Es kommen kleine verschleierte Erinnerungssstücke. Ein Frau. Ein Stöckelabsatz. Fragmente vom Sommerfest... Gesprächsfetzen. Ich tanze. Eine Wange, die an meiner brennt. Hände, die über meinen Rücken tasten. Eine Stimme, die ruft. Das Bild wechselt. Jetzt bin ich es, die ruft. Ich stehe am Becken. Und dann... falle ich... Das kalte Wasser schließt sich um meinen Körper, aber oben am Rand steht eine Gestalt. Eine, die mich fallen, die mich auf den Grund sinken sieht. Ich spüre den Schlag gegen den Hinterkopf, als ich auf dem Boden auftralle, und dann jagt ein scharfer Schmerz mein Rückgrat hinunter.

Ida bleibt eine Stunde, dann bricht sie auf. Eine Stunde ist ungefähr das, was wir schaffen. Diese Treffen, bei denen vor allem sie redet und ich mich mit drei oder vier Wörtern begnügen kann. Als sie weg ist, gehe ich zum Computer, wo noch immer das Sprechtraining angezeigt wird, wie eine dunkle Gewitterwolke aus schlechtem Gewissen. Ich müsste noch mehr üben, aber ich bringe es einfach nicht über mich. Ich rolle mich auf dem Bett zusammen. Der Mittagsschlaf ist jetzt alltäglich. Er hilft mir, die Zeit herumzu- bringen.

Meine Mutter sagt, ich schlafe zu viel. Vielleicht hat sie recht, aber jetzt soll die Uhr einfach nur fünf anzeigen – vielleicht ist Johan dann mit seiner Besprechung im Schülerrat fertig und vielleicht hat er Zeit, bei mir vorbeizuschauen. Die Träume kommen, sobald ich die Augen schließe. Ich habe nie so viel geträumt wie seit dem Sturz auf den Hinterkopf.

Ich weiß nicht, wie das passiert ist. Sie ver- steckt das Gesicht hinter einem Kissen. »Ich hat- te einfach zu viel getrunken und dann...« Ich reiße das Kissen weg, will noch weitere Einzel- heiten hören. »Was?«, frage ich. »Es ist einfach so peinlich«, sagt sie und mir kommt ein ent- setzlicher Gedanke. »Banana?«, frage ich. »Was?«